



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Mannhardt, Emil: Die Zukunft des deutschen Volkstums und der
deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten von Amerika

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Zukunft des deutschen Volkstums und der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten von Amerika

Von Emil Mannhardt in Chicago

In der Januaritzung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins in dem Zweigverein Berlin-Charlottenburg hat Professor Dr. Paul Förster aus Friedenau einen Vortrag über „Deutsches Volkstum und deutsches Lied in den Vereinigten Staaten“ gehalten, über den sich in der Unterhaltungsbeilage der Berliner Täglichen Rundschau vom 6. Februar dieses Jahres der nachstehende Bericht findet:

Der Vortrag gab einige Beiträge zur Geschichte und zu der heutigen Lage der Deutschen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, gesammelt aus Büchern, Zeitschriften, Aufsätzen, Briefen. Er berichtete auch mißgünstige oder irrige Urteile von Deutschen diesseits und jenseits, oft recht leichtfertige sogenannte „maßgebende“ Urteile. In dreizehn Millionen Deutsche sind seit vollen zwei Jahrhunderten (seit 1683) in die Vereinigten Staaten eingewandert, an zehn Millionen sprechen heute deutsch, und deutsch wird jetzt, an Stelle des Französischen, als zweite Sprache in den Schulen gelehrt. Die Ausgewanderten litt es entweder nicht zuhause, oder die Heimat litt sie nicht. Wertvolle Kräfte sind uns so verloren gegangen; es gilt, sie drüben festzuhalten, das Deutschtum in ihnen zu bewahren. Sie können und sie wollen die Treue zur neuen Heimat mit der Liebe zur alten verbinden; sie können und wollen insonderheit die Sprache, das entscheidende Kennzeichen des Volkstums, bewahren. Mag man immerhin leugnen, daß es „Deutsch-Amerikaner“ gebe, [und behaupten,] es gebe nur „Amerikaner“ schlechtthin, so ist das vollständig irrig. Jene sind da und werden bleiben; der Typus aber „Amerikaner“ ist nur ein Begriff, keine Wirklichkeit; es gibt drüben keine völkische [!] Einheit, und es wird vermutlich eine solche nie geben. Und warum soll die Union nicht ein Staatenbund oder ein Bundesstaat nach der Art der Schweiz werden, die reichste Fülle von Verschiedenheiten, ja Gegensätze zu einer Einheit verbindend? Gemeinsam allen „Amerikanern“ ist zurzeit nur das Recht und die englische Amtssprache; eine amerikanische „Rasse“ aber gibt es so wenig, wie etwa eine schweizer[sische] oder österreichische oder auch romanische Rasse. Die Deutschen drüben reden sich nachgerade auf, sie haben die übertriebne Bescheidenheit satt, sie wollen nicht nur „Kulturdünger“ mehr sein. Und warum auch sollten sie den Rat befolgen, sich zu „akklimatisieren“? Immer weitere Kreise erwachen zum Bewußtsein, welche Wichtigkeit die Erhaltung der Muttersprache habe. Einzelne, wie Gesellschaften (Nationalbund, deutsch-amerikanisch historische Gesellschaft), pflegen die Erinnerung an die Vergangen-

heit und die Sprache und Dichtung in der Gegenwart. Die Jahre 1870/71 und die Reise des Prinzen Heinrich sind für diese Einkehr und Selbstbesinnung wichtig geworden. Seit je hat man den deutschen Einwandern höchstes Lob gezollt, als Bahnbrechern, Erfindern, Freiheitskämpfern, Siedlern, dementprechend sollen sie ihre Rolle auch weiter spielen. Es regt sich in ihnen, wie ein Amerikaner sagt, der *Slumbering giant*, der „Deutsche Michel“ erwacht; ein schönes Zeugnis stellt ihnen auch das Buch der Lucy Forney Bittinger aus: „Die Deutschen in der Kolonialzeit.“ Mit Recht sagt Karl Thiersch auf dem „Deutschen Tage“ in St. Louis: „Wer an den dauernden Rückgang des amerikanischen Deutschtums glaubt, der unterschätzt die keimende Kraft im deutschen Volke, die immer neue Blüten treibt.“ Und Professor Göbel an der Stanford-Universität fordert in seinem Buche „Deutscher Geist in den Vereinigten Staaten“ voller Begeisterung alle Deutsch-Amerikaner auf, sich als Deutsche zu vereinigen; denn „der Löwenanteil an der stillen Kolonisation, welche den Grund zum Wohlstande Amerikas legte, ist den Deutschen zuzuschreiben“; demgemäß „sollten diese auch in dem Bestreben, der neuen Nation den deutschen Lebensbegriff — das Beste unsers deutschen Volkstums und vor allem die heilige Quelle, aus welcher dieser Besitz uns zugeflossen [ist], die Muttersprache — zu wahren, als ein mächtiges Ganzes auftreten.“ Unsre, der Deutschen in der alten Heimat, Pflicht ist es, uns all dieser Bestrebungen, dieser Wiederbelebung zu freuen, dies unsern Brüdern drüben auszusprechen und sie damit zu ermutigen. Wichtig dafür kann auch der vom Kaiser angeregte Professoren- und Studentenaustausch werden; die amerikanischen Hochschulen sind rührig und nicht gering zu schätzen. „Das Ziel ist also erkannt, nun auch die Kräfte gespannt“; der Anfang ist gemacht, der Weg ist gebahnt, vorwärts mutig der Zukunft entgegen! Die Wichtigkeit der Erhaltung der deutschen Sprache und damit des deutschen Schrifttums, nicht nur für die Deutschen, sondern für ganz Nordamerika besteht in folgendem: 1. Die deutsche Sprache ist ein Mittel des Ausdrucks für Gemüt und Einbildungskraft und darum eine notwendige Ergänzung der englischen Geschäfts- und Verkehrssprache. 2. Ohne das Deutsch können die Geisteskräfte deutscher Kunst und Wissenschaft aus Vergangenheit und Gegenwart drüben nicht zunutze gemacht werden, es bleibt die Befruchtung des innern Menschen aus. 3. Mit dem Verluste der Muttersprache, einer Art geistiger Entmannung und Verödung, geht ein großes Stück unser selbst verloren. 4. Zwei Sprachen sind doppelter Gewinn, doppelte Macht; sie sind zusammen die Beherrschung der äußern und [der] innern Welt. 5. Der Untergang der deutschen Sprache in Amerika würde für die deutsche Welt eine große Minderung ihres Machtgebiets sein, nicht minder aber ein Verlust für Amerika selbst.

Da Professor Dr. Förster die Absicht ausgesprochen hat, eine größere Arbeit über das deutsche Volkstum in Amerika zu veröffentlichen, so dürfte es für ihn und seine Arbeit von Vorteil sein, wenn er auf einige der zum Teil schweren Irrtümer aufmerksam gemacht wird, in denen er offenbar befangen ist, und die, blieben sie unberichtigt, den Wert seines Werkes stark beeinträchtigen würden.

Zunächst sei bemerkt, daß die fünf Punkte, die Professor Förster zugunsten der Erhaltung der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten anführt, nicht beanstandet zu werden brauchen und sich mit den Gründen decken, die dafür von der deutsch-amerikanischen Presse und von deutschen und amerikanischen Gelehrten und Staatsmännern ins Feld geführt worden sind. Es gibt aber noch einen weitem, sehr wichtigen Grund. Doch davon später.

Zunächst zu den Irrtümern. Herrn Förster zufolge wären seit dem Jahre 1683 nicht weniger als dreizehn Millionen Deutsche in die Vereinigten Staaten eingewandert, und davon sprächen noch zehn Millionen deutsch! Die wirkliche deutsche Einwanderung beziffert sich aber nach den von mir angestellten sehr

sorgfältigen Berechnungen auf 5551080 während der Jahre 1820 bis 1900 und auf 150 000 bis 170 000 von 1683 bis 1820. Wahrscheinlich beruht die Angabe auf einer Verwechslung mit der für den Bestand der deutschen Einwanderung des neunzehnten Jahrhunderts und der von dieser gezeugten Nachkommenschaft für das Jahr 1900 berechneten Zahl — nicht ganz $13\frac{1}{2}$ Millionen. (Siehe Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter, Band 3, Heft 3, Seite 30.) Aber diese $13\frac{1}{2}$ Millionen setzen sich zusammen aus ein wenig über drei Millionen eingewanderter Deutschen und über zehn Millionen hier erzeugter Kinder, Enkel und Urenkel.

Auf welche Gründe oder Statistik sich die Angabe stützt, es sprächen von diesen dreizehn Millionen noch zehn Millionen deutsch, läßt sich nicht vermuten. Eine Sprachenstatistik gibt es in den Vereinigten Staaten nicht. Meine und anderer persönliche Erfahrung spricht gegen die Richtigkeit der Försterschen Behauptung. Von den Kindern, Enkeln und Urenkeln der eingewanderten Deutschen sprechen leider nur sehr wenig mehr — lesen noch viel weniger — deutsch. Auch bei den Kindern, die infolge des Verkehrs mit den Eltern noch deutsch verstehen und vielleicht auch sprechen können, bildet es, auch unter sich, nur in den seltensten Fällen die Umgangssprache. Die Zahl derer unter ihnen, die deutsche Bücher und deutsche Zeitungen lesen, ist nach meinen Beobachtungen kaum größer als die Zahl der Eingewanderten, die ihr Deutsch gänzlich vergessen und verlernt haben — was zwar hauptsächlich bei den im Kindesalter Eingewanderten, aber auch bei Erwachsenen vorkommt, die lange Zeit unter einer überwiegend eingebornen Bevölkerung gelebt haben.

Die Angabe: „Deutsch wird jetzt an Stelle des Französischen als zweite Sprache in den Schulen gelehrt,“ muß in dieser Fassung ebenfalls als unrichtig bezeichnet werden und muß in Deutschland ganz irrige Vorstellungen erwecken. Denn erstens ist das Französische in amerikanischen Schulen nie in dem Sinne wie in Deutschland als zweite Sprache gelehrt worden, und zweitens wird deutsch allerdings gelehrt, aber nicht in den Schulen, sondern nur in den Schulen einiger größerer Städte, in denen viele Deutsche wohnen, und dann nicht als ein regulärer Unterrichtszweig, an dem alle Schüler und Schülerinnen teilnehmen müssen, sondern als optioneller, wie etwa das Hebräische und, in neuerer Zeit, das Englische auf den deutschen Gymnasien. Alles, was sich sagen läßt, ist, daß dem Deutschen an den Hochschulen jetzt mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird als dem Französischen; dagegen hat der deutsche Unterricht in den Volksschulen neuerdings mehrfach starke Einbuße dadurch erlitten, daß er gänzlich oder teilweise abgeschafft worden ist. Und es ist außerdem noch die beschämende Tatsache mitzuteilen, daß wenigstens an sehr vielen Orten, auch solchen mit großer deutscher Bevölkerung, die am deutschen Unterricht teilnehmenden Kinder vorwiegend nichtdeutscher Abkunft sind. Richtig würde es gewesen sein, zu sagen, daß erfreulicherweise unter den gebildeten Klassen des Landes das — meist erst nach der Schulzeit eintretende — Bedürfnis, sich mit den deutschen Geisteschätzen bekannt zu machen, in beständigem Wachstum begriffen ist und zu der Hoffnung berechtigt, daß die deutsche Sprache hier die zweite Sprache des gebildeten Teils der Bevölkerung werden wird, wie es früher die französische in Europa war.

Wenn der Bericht dem Herrn Professor Förster die Worte in den Mund legt: „der Typus »Amerikaner« sei nur ein Begriff, aber keine Wirklichkeit,“ so ist auch das eine Behauptung, die in dieser Allgemeinheit nicht aufrecht erhalten werden kann. Richtig ist zwar, daß es zurzeit keine Einheit der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten gibt — die natürliche Folge der fortgesetzten massenhaften Einwanderung der verschiedensten Bestandteile. Aber daß es eine solche „nie gegeben habe,“ widerspricht den Tatsachen, und daß es eine solche „vielleicht nie geben werde,“ vernünftiger Voraussicht. Denn die Einwanderung muß schließlich doch einmal aufhören, entweder weil andre Völker nichts mehr abzugeben oder die Vereinigten Staaten nichts mehr zu bieten haben und aufhören werden, aufnahmefähig zu sein — ein Zeitpunkt, der gar nicht mehr so fern liegt. Dann aber wird sich der Verschmelzungsprozeß zu einer Einheit, der heute, trotz den fortwährenden Störungen durch Zuführung neuer Elemente, langsam vor sich geht, schnell vollziehen, und es wird sich ein amerikanischer Typus ausbilden, wie sich ein solcher in der nahezu einwanderungslosen Zeit vom Beginn des Unabhängigkeitskrieges bis zum Beginn der starken neuen Einwanderung in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, also in einem Zeitraum von fünfundfünfzig bis sechzig Jahren, schon, und zwar ziemlich scharf, ausgebildet hatte. Von dem damaligen Typus ist der heutige schon verschieden; noch verschiedner vom heutigen wird der zukünftige sein, da sich an seiner Bildung alle hier zusammengeführten Volksarten beteiligen werden.

Bei Stellung der Frage, warum die Vereinigten Staaten nicht ebensogut wie die Schweiz ein Staatenbund oder Bundesstaat mit verschiedensprachiger Bevölkerung werden könnten, hat Professor Förster doch wohl übersehen, daß die verschiedenen Sprachen Volks- und Amtssprachen in den Kantonen waren, ehe sich diese zum Schweizer Bundesstaat vereinigten. Die Verschiedensprachigkeit der Schweiz steht deshalb auf historischem Rechte und ist eine Folge historischer Entwicklung. Die Vereinigten Staaten enthalten keine Landesteile, in denen es eine andre Amtssprache, und auch keine, in denen es eine andre ausschließliche oder überwiegende Verkehrssprache gibt als die englische. Auch in den früher spanischen und französischen Landesteilen hat die englische Sprache die andern schnell in den Hintergrund gedrängt, wenn nicht ganz vertrieben, und haben die frühern staatlichen Einrichtungen den amerikanischen schnell Platz gemacht.

Wenn sich hier einmal eine deutsch-englische Mundart oder Mischsprache — die deutsch-pennsylvanische — ausbilden konnte, so geschah das zu einer Zeit, wo der Verkehr gering war, und Deutsche in überwiegender Zahl — fast ausschließlich — von ihnen zuerst besiedelte Landesteile bewohnten, Zustände, die sich nicht wiederholt haben, und deren Wiederholung in der Zukunft deshalb unmöglich ist, weil es in den Vereinigten Staaten keine leeren Landesteile mehr gibt, die von den Deutschen allein oder vorwiegend besiedelt werden könnten. Aber wenn es auch solche gäbe, und sie würden ausschließlich von Deutschen besiedelt, es bildete sich zwar ein ausschließlich von Deutschen bewohntes Territorium, aber das würde doch immer unter der Souveränität der Vereinigten Staaten geschehen, deren Staats- und Rechtseinrichtungen es sich von vornherein

anpassen müßte. Es könnten darin keine spezifisch deutschen Einrichtungen getroffen werden; es könnte zu keiner spezifisch deutschen Entwicklung kommen, es könnte sich nicht gegen den Verkehr mit den umliegenden Landesteilen zum Zweck ungestörter deutscher Entwicklung abschließen, und könnte es das, so wäre ihm natürlich jede Lebensader unterbunden. Diese Frage ist deshalb mit einem entschiednen „Unmöglich“ zu beantworten, und die darin ausgesprochne Hoffnung in das Gebiet der utopischen Träume zu verweisen.

Nicht besser steht es mit der Hoffnung, daß die Deutschen in Amerika an ihrer Sprache dauernd festhalten werden, daß hier für immer, wie heute, von einem großen Teile der Bevölkerung deutsch gesprochen werden wird. Wie es mit dem Sprechen der deutschen Sprache unter den Kindern der deutschen Einwandernden heute steht, ist schon besprochen worden. Eine Besserung in dieser Hinsicht steht nicht in Aussicht, und zwar aus folgenden Gründen.

Zunächst muß ins Auge gefaßt werden, daß die eingewanderten Deutschen, so groß ihr Anteil an der Bevölkerung auch ist, doch überall — einige kleine Kommunen ausgenommen, die nicht mitzählen — in der Minderheit sind. Die geschichtliche Erfahrung lehrt, daß immer die Mehrzahl der Minderzahl ihre Sprache aufdrängt. Die Sprache der Mehrzahl in den Vereinigten Staaten ist aber die englische, und sie kann aus ihrer herrschenden Stellung nicht vertrieben oder verdrängt werden, weil sie das Verständigungsmittel zwischen den verschiedenen sich hier begegnenden Völkerschaften ist. Es läßt sich schlechterdings nicht erwarten, daß Polen, Tschechen, Slowaken, Italiener, Griechen, Spanier, Franzosen, Schweden, Norweger, Dänen, Finnen, Syrer, Indier, Chinesen und Japaner usw. in Amerika eine andre zweite Sprache erlernen werden als die, durch die sie sich mit allen Andersprechenden verständigen können. Denn lehten sie zum Beispiel deutsch, so würden sie sich nur mit den Deutschen und mit keinem andern verständigen können. Mit andern Worten: nicht nur weil sie die Amtssprache und die Rechtssprache, sondern weil sie das vorhandne und deshalb gewiesne einzige Verständigungsmittel zwischen unsrer gesamten vielzungigen Bevölkerung ist, drängt sich die englische Sprache jedem Bewohner der Vereinigten Staaten als ein Muß auf. Mit jedem neuen Einwanderer, halte er im Verkehr mit seinen Landsleuten auch noch so sehr an seiner Muttersprache fest, gewinnt die englische Sprache eine Stärkung und Vermehrung ihres Übergewichts über jede andre in den Vereinigten Staaten gesprochne Sprache. Und daraus folgt für jede dieser andern die Unmöglichkeit, sich ihr gegenüber zu behaupten.

Auch für die deutsche! Und wenn ich trotz dieser klaren Erkenntnis zu denen gehöre, die mit aller ihnen zu Gebote stehenden Kraft für ihre Erhaltung — so lange als möglich! — gekämpft habe und kämpfe, so leiten mich dabei folgende Gründe.

Die Sprache eines Volks ist der Ausfluß seines Seelenlebens und seines Charakters. Wenn — nach Jahrhunderten — der unvermeidliche Verschmelzungsprozeß in den Vereinigten Staaten vollzogen sein, und wenn es ein einheitliches amerikanisches Volk geben wird, so wird sein Typus, sein Charakter und seine Sprache durch die Elemente geschaffen sein, die auf den Bildungsprozeß physisch und seelisch am stärksten eingewirkt haben. Die deutsche ist von den einzelnen

Bevölkerungsgruppen in den Vereinigten Staaten heute die stärkste. Sie wird es voraussichtlich bleiben. Nach der englischen und der irischen ist sie auch am längsten am Bildungsprozeß beteiligt gewesen. Das zukünftige amerikanische Volk sollte deshalb einen vorwiegend deutschen Charakter tragen und eine vorwiegend deutsche Sprache sprechen. Der Grad des Vorwiegens wird ein größerer oder ein geringerer sein, je länger oder je kürzer sich die eingewanderten Deutschen ihre deutschen Charaktereigenschaften und ihre Sprache, die zugleich Ausfluß und Bildnerin des Charakters ist, zu erhalten und auf ihre Kinder zu vererben wissen werden. Es ist ganz selbstverständlich, daß je länger in den Vereinigten Staaten deutsch gesprochen wird, desto mehr deutsche Worte und deutsche Gedanken in die amerikanische Sprache und das amerikanische Geistesleben übergehen werden, wie es in geringem Maße schon geschehen ist; und die amerikanische Sprache wird dann, besser als die heutige englische, imstande sein, dem deutschen Geistes- und Gemütsleben Ausdruck zu verleihen.

Die Anstrengungen zur Erhaltung der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten werden deshalb nicht weggeworfne Mühe sein, sondern einem großen Zukunftszwecke dienen.

Der deutsche Kaiser hat kürzlich in Bremen die Deutschen das Salz der Erde genannt. Daß sie diese Rolle in den Vereinigten Staaten in der Vergangenheit erfüllt haben und noch erfüllen, läßt sich auf den verschiedensten Gebieten nachweisen. Sie werden hoffentlich, ja sicher fortfahren, es zu tun, und helfen, eine schmackhafte und verdauliche Völkermischung herzustellen. Aber wie das Salz in der Speise verschwindet, die es würzt, werden auch die Deutschen in der Masse der amerikanischen Bevölkerung aufgehen, und kein menschliches Bemühen wird es verhindern können. Wohl aber läßt sich viel dazu tun, daß das Salz rein erhalten wird und seine würzende Kraft behält, daß es — wie es in der Bibel heißt — nicht dumm wird. Und jede Bemühung in dieser Richtung drüben wird hüben dankbar empfunden und anerkannt werden.

Es mag noch hinzugefügt werden, daß wenn der Untergang der deutschen Sprache als eine der Volkssprachen in den Vereinigten Staaten für die deutsche Welt allerdings eine große Minderung ihres Machtgebiets, und ihr baldiger Untergang aus den angeführten Gründen ein Verlust für das in der Entwicklung begriffene amerikanische Volk sein würde, daß dann die am meisten auf diesen baldigen Untergang hinarbeiten, die, statt die deutsche Einwanderung nach den Vereinigten Staaten zu fördern, sie von ihnen ablenken möchten.

Freilich würden solche Bemühungen schwerlich irgendwelchen nennenswerten Erfolg haben. Denn Völkerwanderungen werden nicht durch Machtgebote und Abmahnungen veranlaßt oder zurückgehalten, sondern durch wirtschaftliche Bedingungen. Der gewaltige Rückgang in der deutschen Auswanderung nach Amerika, der seit einem Jahrzehnt eingetreten ist (wie in der deutschen Auswanderung überhaupt), ist auf die gewaltige Hebung der deutschen Industrie zurückzuführen, die die gesamte nationale Kraft des Deutschen Reichs anspannt und dessen ganzer Bevölkerung lohnende Beschäftigung und — alles in allem — ein ebenso gutes Dasein gewährt, wie es — durchschnittlich — in den Ver-

einigten Staaten heute erreicht werden kann, während das ungeheure Anschwellen der Einwanderung von Slawen, Italienern, russischen Semiten usw. nur daraus erklärt werden kann, daß die Lebensbedingungen in den Vereinigten Staaten heute noch so sehr viel besser sind als in den Auswanderungsländern.

Zusammengefaßt: Es ist ganz unmöglich, aus den Vereinigten Staaten jemals ein deutsches Land mit deutscher Sprache zu machen. Wenn es dem Deutschen Reiche schwer wird, trotz dem ungeheuern Übergewicht seiner deutschsprechenden Bevölkerung, zum Beispiel seine polnischen Angehörigen in der Sprache und anderweitig zu verdeutschern, wie gänzlich aussichtslos würde unter den in den Vereinigten Staaten vorhandenen Bedingungen das Bemühen der deutschen Minderheit sein, sich die überwältigende — immer mehr zunehmende — Mehrheit zu assimilieren.

Es gilt — auch im Völkerverleben — dem Erreichbaren zuzustreben. Und alles, was sich von den Deutschen in den Vereinigten Staaten erreichen läßt, ist eine Bereicherung der amerikanischen Sprache, eine Verstärkung und Erneuerung ihres deutschen Stammes, und im amerikanischen Volke der Zukunft eine starke Beimischung deutschen Charakters, deutscher Seele und deutschen Geistes.



Der britische Staatshaushalt

Von Hugo Bartels



England gehört zu den Ländern, die frühzeitig zu nationaler Einheit gelangt sind, und es steht unter ihnen obenan darin, daß es nach Überwindung des Feudalismus als erstes ein modernes Staatswesen entwickelt hat. Auf der Staatsordnung der Tudors beruht die ganze großartige Entfaltung Englands in der Neuzeit, ein Beweis, daß sie dem Lande und dem Volke angemessen war. Ihre Grundzüge lassen sich auch noch in den Verhältnissen von heute erkennen. Die Regierungsmaschine ist in der Anlage noch dieselbe wie die der Zeit Elisabeths, sie ist bloß umfangreicher geworden, entsprechend den höheren Anforderungen, die an einen Staat gestellt werden, der eine wohl zehnfach größere Bevölkerung und einen die Welt umspannenden Gürtel von Kolonien sein eigen nennt. Der Staatshaushalt unter Elisabeth rechnete mit Tausenden, wo man jetzt mit Millionen schaltet.

Zum Kriegführen gehört Geld, Geld und nochmals Geld. Aber zur Leitung eines Staates in friedlichen Zeiten ist Geld nicht minder notwendig. Der patriarchalische Hirtenstaat — wenn man die Bezeichnung Staat dafür anwenden darf — konnte ohne Geld so wenig bestehen wie der römische Kulturstaat, nur gebrauchte er als Zahlungsmittel die wirklichen Tiere seiner Herden, während der Römer sich des gemünzten Metalls bediente und bloß in dem Namen pecunia die Erinnerung an den ursprünglichen Wertmesser festhielt,